

Zeitschrift:	Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band:	6 (1916)
Heft:	34
Artikel:	Die Steinböcke der Zentralalpen [Schluss]
Autor:	[s.n.]
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-640952

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

den der Feudalzeit, die nun von der Gemeinde auf den Grundbesitz übergingen, hatte er das größte Interesse an gesetzlichen Zuständen und wurde so der Freund jeder energetischen Regierung. Gelingt es der Regierung, eine möglichst große Masse dieser Bauern zu schaffen, und sie kann es bei dem riesigen Landvorrat in Europa und Asien, ohne die Unzufriedenheit einer Großzahl von Besitzlohen fürchten zu müssen — dann hat sie jeder Revolution der nächsten hundert Jahre den Erfolg abgegraben; so lange nämlich, als das russische Städteproletariat an Zahl hinter den bäuerlichen Grundbesitzern zurückbleibt. Kein Irrtum ist bekanntlich größer als jener, Revolutionen würden um einfältiger Verfassungsartikel willen unternommen. Alle Verfassungsartikel und Gesetze sind nur der letzte Ausdruck volksbewegender Forderungen. Die Forderung des russischen Bauern nach Hilfe ist von der Regierung gestillt worden, und zwar befriedigt das Programm, richtig durchgeführt, die Bauern für Jahrzehnte, während die Revolutionäre umsonst auf Teilnahme des Landes hoffen.

In gleicher Weise wird die Mehrzahl der Fragen meist nur in den oberflächlichsten Erscheinungen gestreift. Reiseliteratur und populäre Vorträge wollen freilich nicht in erster Linie geschichtsphilosophisch, sondern unterhaltend und stoffliches Wissen vermittelnd sein. Natürlich werden sie um so oberflächlicher, je umfassender sie sein wollen. Wer über das Thema: „Rußland“ sprechen soll und dabei ins Einzelne gehen will, kommt notwendigerweise zu nichts. Dieser Klippe ist F. v. Wrangel in seinem Vortrag: „Die Kulturbedeutung Rußlands“, gehalten vor der Zürcher Freistudentenschaft, gedruckt bei Orell Füssli, Zürich, 1916, entgangen. Er gibt uns Rußland, nicht Einzelnes aus Rußland. Die Zeilen, wo er die Zubörer erinnert an die Seele des russischen Volkes, wie sie die großen Dichter gezeichnet haben, zeigen seine Art der Darstellung: Sie haben Einblick gewonnen in das Wesen der russischen Seele, dieser so weichen, reichbesaiteten Seele, die in schonungsloser Selbstkritik und Analyse dem mächtigsten Orante des russischen Geistes Ausdruck verliehen: dem Suchen nach sittlicher Wahrheit, dem Suchen nach Gott, nach dem Sinn dieses qualvollen, widersprüchsvollen und uns doch so mächtig haltenden Lebens.“ Wenn Wrangel als Russe hie und da trotz Verfälschung der Gerechtigkeitsliebe ein wenig zu subjektiv russisch wird, so ist er entschuldigt durch vorherige Ankündigung seiner Subjektivität. Weniger dem geistigen Verständnis unmittelbar dienend, dafür aber ein reiches Material bietend und mit 36 Illustrationen erläuternd, hat Dr. R. J. Hartmann in Orell Füsslis Wanderbildern Nr. 332—335 auf 75 enggedruckten Textseiten seine Reiseindrücke, überschrieben: „Moskau“, niedergelegt. Von allen Typen der moskauischen Bevölkerung, von den zahllosen Plätzen, Straßen, Brüden, Denkmälern, öffentlichen und privaten Bauten weiß er Einzelheiten oder doch die Namen aufzuzählen. Die Fülle der Dinge macht das Gedächtnis widerspenstisch. Am interessantesten wird er im Abschnitt über die Kirchen. Moskau, die Stadt der Kirchen, zählt, von der großen Erlöserkirche bis zu den kleinsten Kapellen, über 450 geweihte Stätten. Der geographische Materialsammler kommt durchaus auf seine Rechnung, weniger der andächtige Leser; denn das Läuten der Kirchen darzustellen ist ihm nicht Hauptache. Schön und begeistert weiß er dagegen von den Museen zu erzählen, etwa von der Galerie Tretjakow, die Wereschagins berühmte Schlachtenbilder birgt. Schon die Illustrationen müssen den Leser umstimmen und ihm sein Urteil über das barbarische Rußland mildern.

Und beim tiefen Eindringen wird er zur Erkenntnis gelangen, daß jenes große Volk im Osten eine Zukunft hat, gerade weil der Most seines Geistes so ungewöhnlich heftig gärt. Und wer einmal die Idee abgestreift hat, wonach die Kulturhöhe einer Gesellschaft unbedingt von ihrem Seifenverbrauch abhänge, wird die Augen auf Tat-

sachen richten, wie die, daß in Rußland fürstliche Söhne, so ein Peter Kropotkin, fähig sind, ihre Fürstenwürde zu verschmähen, zum Volk zu treten, den als den schlimmsten angesehenen Namen: Anarchist, zu tragen und mitzuringen für bessere Zukunft, aus jenen großen Kräften der russischen Seele heraus: „Mut, Wahrhaftigkeit und Hoffnung!“ Das ist Rußland — „das heilige Rußland“, sagt der Russe.

Die Steinböcke der Zentralalpen.

3. (Schluß.)

Im Zürcher, St. Galler, Neuenburger und Berner Museum finden sich vorzüglich schöne Exemplare von Steinböcken. Der Jäger Alexis de Caillet aus Salvent im Val d'Aost hat die beiden jungen Böde des letzteren im September 1820 in der Nähe des Mont Cenis erlegt, den alten 1809 auf der Grenze von Wallis und Piemont. Er erzählt eine seiner Jagden folgendermaßen:

„Am 7. August ging ich über den großen St. Bernhard nach den Gebirgen von Ceresolles an den Grenzen Piemonts. Hier durchirrte ich den ganzen Monat alle Gegenden, wo Steinböcke sich aufzuhalten pflegen, ohne auch nur eine Spur zu finden. Endlich entdeckte ich solche auf den Gebirgen, die Piemont von Savonen scheiden. Ich konnte mich nicht entschließen, ganz allein diese wilden und höchst gefährlichen Felsen zu durchsteigen und suchte noch drei andere Jäger auf. Es war am 29. September, da wir endlich über die rauhesten Felsenstiege neben furchterlichen Abgründen in dem Reviere der Steinböcke anlangten, und nicht lange dauerte es, so erblickten wir fünf Stück bei einander. Zugleich erhob sich aber auf einmal ein eisiger Sturm und im Augenblick war alles schuhhoch mit Schnee bedeckt. Jetzt war es gleich gefährlich, vorwärts und rückwärts zu gehen und wir standen eine gute Weile da, ungewiß, wozu wir uns entschließen sollten. Doch die Begierde und Hoffnung, unser flüchtiges Wild zu erreichen, trieb uns vorwärts. An einer Felsenwand, die in die finstere Tiefe eines gräßlichen Abgrundes sich lotrecht hinabsenkte, zeigte der schräg gegen den Schlund geneigte Vorprung einer Felsenwand — kaum so breit, um einem Fuße Raum zu geben — die einzige Möglichkeit, dahin zu gelangen, wo wir unser Wild erblickt hatten. Das Gefahrvolle dieses schmalen Pfades war noch durch den frisch-gefallenen Schnee, der den glatten Schieferfelsen noch schlüpfriger machte, vermehrt worden, wenn wir auch, an schwindelnde Wege gewöhnt, uns nichts daraus machen, daß jedesmal, wenn der linke Fuß sich festzustellen versuchte, der rechte mit der ganzen Hälfte des Leibes frei über dem Abgrund schwelen müßte. Doch wir hatten, um unser Ziel zu erreichen, keinen andern Weg zu wählen. Langsam und still waren wir, einer hinter dem andern, schon eine ziemliche Strecke fortgeschritten, als auf einmal unser Vordermann durch einen fassischen Tritt das Gleichgewicht verlor und unaufhaltbar in die Tiefe stürzte. Dumpf und gräßlich hallte der letzte Schrei des Fallenden aus dem Abgrunde zu uns herauf; aber wir konnten ihn nicht mehr sehen. Da ergriff uns ein Schauer des Entsetzens, und nicht viel fehlte, so wären wir ihm nachgestürzt. — Doch ermannen wir uns; behutsam zogen wir uns zurück auf dem verhängnisvollen Pfade, und mit unsaglicher Anstrengung gelang es uns, unser Leben zu retten. Die Jagd ward aufgegeben. Vergleichlich suchten wir lange unjener unglücklichen Gefährten.

Du willst doch, dachte ich, ein andermal nicht mehr so spät im Jahre jagen und rückte daher im nächsten Sommer schon am 26. Juli aus. Wiederum überstieg ich die Gebirge bis an die Grenzen Piemonts. Nachdem ich hier einige Tage lang die wilden Einöden vergebens durchtritten hatte, glaubte ich endlich am Fuße eines fast unersteiglichen Stodes einige Spuren zu bemerken. Mit einigen Lebensmitteln

versorgt, suchte ich unter unsäglicher Mühe den Felsen zu erklimmen. Vom frühen Morgen an arbeitete ich mich höher und höher hinauf, kam aber erst mit einbrechender Nacht in eine Höhe, wo ich hoffen durfte, mein Wild zu überlisten. Ich suchte mir also unter einem Felsen ein Lager für die Nacht, wo ich gegen den heftig schneidendem Wind notdürftig geschützt war. Ein Bissen trocknes Brot und ein Schluck Branntwein war, wie gewohnt, mein Nachtessen. Bald schlief ich ein, aber nur auf einen Augenblick, und harrete dann zähneklappernd des Morgens. Ich durfte nicht daran denken, ein Feuer anzuzünden; denn dadurch hätte ich mein Wild verschreckt — zudem standen die letzten Tannen 3—4 Stunden unter mir. Bewegung allein konnte mir helfen. Ich lief, soweit es der Raum verstattete, trug Steine von einer Stelle zur anderen, sprang hinüber und herüber und rettete mich so vor dem Erfrieren.

Als endlich der langersehnte Tag anbrach, stellte ich meine gymnastischen Übungen ein und wartete mit Ungeduld auf meine Steinböcke, deren zahlreiche Spuren mich mit neuer Hoffnung belebten. Allein — nirgends ließ sich einer sehen. Ich streifte umher, fand den ganzen Tag Spuren, aber kein Tier. Ich bezog mein voriges Nachtquartier und schlief fast bis zum Anbruch des Tages. Rasch sprang ich auf und ergriß mein Gewehr. Zu meinem Ärger bemerkte ich, daß mich die Tiere zum besten hatten: sie waren dagewesen und hatten ganz in der Nähe unter dem Schirm der Nacht geweidet. Mein Mundvorrat war ganz aufgezehrt und doch wollte ich nicht vom Platze weichen. Späthend brachte ich den Tag zu; beim schwachen Schimmer der Dämmerung endlich gewahrte ich in schußgerechter Entfernung mein Wild. Ich schlage an, mein Schuß trifft — aber tödt nicht, und in eben dem Augenblide ist das verwundete Tier mit mächtigen Sprüngen pfeilschnell verschwunden, und da es zu finster war, es zu verfolgen, mußte ich noch eine Nacht auf dieser Höhe zubringen.

Mit dem Grauen des Tages begann ich meine Nachforschungen und bald belebte mich die blutige Spur mit sicherer Hoffnungen. Allein erst gegen Mittag erblickte ich meine Beute neben einem Felsblod liegend. Das Tier sprang auf, tat einige Sätze und legte sich dann wieder. Auf dem Bauche fortkriechend, näherte ich mich auf Schußweite. Es sahen mich zu bemerken und sprang auf — meine Regel strecte es wieder zu Boden und so sah ich mich endlich im Besitz der Beute, der ich zwanzig Tage lang nachgestellt. Unter vielen Gefahren gelangte ich mit ihr nach Hause, da ich mich als Jäger in fremdem Revier nur durch die unwirtbarsten Gegenden gegen das Wallis schleichen durfte und mich des Tages meist in dichten Wäldern verborgen mußte.“

Ist das Tier gefallen, so wird es auf der Stelle ausgeweidet. Die vier Füße bindet der Jäger am Knie zusammen, wirft es über die Stirn und bindet den Kopf mit den schweren Hörnern hinten fest, damit ihre Last nicht durch Schwanken den Tritt unsicher mache. Dann wird die Flinte über die rechte Schulter und Brust gehängt und so tritt der fahne Mann mit einer anderthalb bis zwei Zentner schweren Bürde, beide Hände fest auf den Alptod stützend, seinen meist höchst gefährlichen Heimweg an. Das Fleisch des Steinbocks ist dem des Hammels ganz ähnlich, nur derber, saftiger, mit etwas Wild-, resp. Bocksgeschmack.

Trotz des oft geäußerten Zweifels ist es doch Tatsache, daß die Steinböcke sich sowohl im Freien als in der Gefangenschaft mit Ziegen paaren und fruchtbare Bastarde erzeugen. Im Cognetal kamen einst zwei Ziegen, die im Winter im Gebirge zurückgeblieben waren, im Frühjahr trächtig zurück und warfen Steinbockbastarde, die nach Turin verkauft wurden. So wurde auch in den zwanziger Jahren in den Stadtgräben von Bern eine förmliche Steinbock-Ziegen-Bastardzüchtung unterhalten. Die Blendlinge waren anfangs zahm, leichter, stärker und weit lebhafter als junge Ziegen, im Gehörn diesen ähnlich, in der Gesamtgestalt bald mehr dem Vater, bald mehr der Mutter nachschlagend.

Ein Bastardbock gelangte durch sein besonders ungesittetes Betragen in übeln Ruf. Er machte Angriffe auf die Schilzwache, flatterte die Wälle hinan, verjagte die Spaziergänger, bestieg die anstoßenden Dächer und zertrümmerte die Ziegel. Auf den Abendberg versetzt, stieß er oft die Sennen zu Boden und richtete vielen Schaden an. Als er von vier Männern auf die Saxetenalp gebracht werden sollte, warf er alle nieder und überfiel oft die dortigen Sennen ganz bösartig. Seine angetraute Ziegenschar verließ er häufig, ging ins Tal, stieß die Türen der Ziegenställe ein, besprang die Ziegen und stiftete allerlei Unfug. Zuletzt auf die Grimsel versetzt, warf er die große Dogge des Hospitiums, die sich ihm näherte, um ihn zu liebkosen, kurzweg mit den Hörnern über den Kopf. Endlich mußte er getötet werden und seine starke, langbärtige Gestalt steht noch im Berner Museum. Auch die übrigen Bastarde wurden später wild, verkletterten sich gern und stifteten allerlei Unheil. Sie hinterließen zahlreiche und kräftige Nachkommenhaft. Auch im kaiserlichen Park zu Hellbrunn (Salzburg) wurde einem jungen Steinbock in neuerer Zeit durch Kreuzung mit Ziegen eine zahlreiche Nachkommenhaft abgewonnen, wovon ein Teil „den vollständigsten Typus des Stammvaters“ trägt. In dem benachbarten altherühmten Blimbacher Jagdrevier, das seit 1843 von einer Gesellschaft österreichischer Ravalieren gehalten wird und einen schönen Wildstand an Hirschen, Rehen, Gemsen, Murmeltieren, Dachsen, Ur- und Birkwild besitzt (1852 zum Beispiel an Gemsen 323 Stück Standwild und 169 Stück Wechselwild), sind 9 Steinböcke eingesezt und 18 Ziegen von möglichst ähnlicher Färbung angetraut worden, was eine schöne, zur Jagd wohl eher als zur Ökonomie geeignete Bastardrasse erwarten ließ. Von Steinböcken, die im Garten von Schönbrunn mit Ziegen gepaart wurden, erhielt man, sagt ein Bericht, fruchtbare Bastarde, welche, untereinander gepaart, in der vierten Generation in die Ziegenspezies zurückslügen. Das Basler Museum besitzt ebenfalls einen jungen männlichen Steinbockbastard. Sein Vater, ein junger Steinbock aus dem Wallis, dessen Eltern weggeschossen worden, kam in Begleitung einer Ziege, die über ein Jahr lang als Säugamme diente, im Winter 1844/45 nach Basel. Im dritten Jahre wurde die Ziege vom Steinbock trächtig. Der Bastard starb im achtten Monate an der Ruhr.

Bei den Internierten.

Von Ernst Büttikofer, Biel.

Wüßt Ihr, daß ich mir sehr wichtig vorkomme? Fast wie ein Oberst? Und Ihr dürft es mir nicht verargen, denn wenn man während zwei Wochen tagtäglich von einem halben hundert Internierten stramm salutiert wurde, muß sich automatisch ein geschwollenes Gefühl geltend machen. Das hätte ich mir nicht träumen lassen, als ich mit der Remington ins Simmental zog, um, fern von allem Geschäftskram auf eine Weile wieder Mensch der Feder zu sein.

Soll ich oder soll ich nicht? Nämlich einen Internierten ansprechen! Das war die große Frage. Ein Mann der Feder soll zwar immer. Aber die Leute sind schließlich zur Erholung und nicht zum Ansprechen bei uns.

Nun kommen zwei ältere Soldaten den Weg entlang, einen Korb voll Nahrungsmittel unter dem Arm. Ein Offizier folgt. Auch er trägt Lebensmittel. Da fasse ich mich doch ein Herz:

„Vous allez prendre les quatre heures?“

Da erzählt der Offizier. Leuchtenden Auges! Der Franzose erzählt sonst nicht von seiner Familie. Aber der heutige Tag! Ein solcher Tag! Seine Frau und die beiden Kinder kommen heute! Zweiundzwanzig Monate hat er sie nicht gesehen, das jüngste Kind überhaupt noch nie!

„Ce jour est une fête pour moi!“